



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastorkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

16. Jahrgang.

Blumenau, im Januar 1923.

Nr. 1.

Neu.

Hesekiel 36, 26—27 (So spricht der Herr:) Ich will euch ein neu Herz und einen neuen Geist in euch geben und will das steinerne Herz aus eurem Fleisch wegnehmen und euch ein fleischernes Herz geben; ich will meinen Geist in euch geben und will solche Leute aus euch machen, die in meinen Geboten wandeln und meine Rechte halten und danach tun.

Ein neues Jahr beginnt.

Das Wort „neu“ hat für manchen Menschen einen besonderen Klang. Das Neue soll bringen, was das Alte versagt hat: Erfolg und Glück und Gelingen. Es soll alle jene Wünsche, die wir geheim oder offen hegen, zur Wirklichkeit werden lassen. Des Alten ist man müde geworden, das Neue gibt wieder Lebensmut und Lebenskraft.

Aber sehr wenige von denen, die des Alten müde geworden sind und etwas Neues erfahren, wissen, daß sie gar nicht des alten Jahres, der alten Zeiten, der alten Gewohnheiten, der alten Erlebnisse müde sind, sondern des alten Herzens! Sie wissen nicht, daß von dem, worüber sie klagen, nur der kleinste Teil in den äußeren Umständen liegt, das meiste in ihnen selbst! Nicht neue Zeiten können uns Glück bringen, sondern wir selbst müssen neu werden! Nicht ein neuer Jahresanfang, ein neuer sittlicher Anfang, eine Aenderung zum Besseren in unseren Herzen, das tut uns not!

Das aber geben wir uns nicht selbst. Wer auf seine eigene sittliche Reinheit und auf seine eigene Anlage zum Guten vertraut, wird immer scheitern. Es gibt nur einen, der heilt und hilft, das ist der Herr, der uns das neue, weiche Herz anstelle des alten trostigen geben will und geben wird — wenn wir nur wollen!

Wenn heute ein Zauberer oder eine Fee die Zustände vor dem Kriege wiederbrächte, oder wenn sie heute mit einem Schläge alle Lasten, unter denen die Völker und die Einzelnen leiden, aufheben, so würde doch niemand glücklich sein! Und wenn heute ein Wink irgend-eines Zauberstabes alle Ungerechtigkeiten verschwinden ließe, so würde doch das Leid bleiben! Denn unsere Schuld, unsere uneingestandene Unzufriedenheit mit uns selber drückt uns alle, ob hoch, ob niedrig, ob alt oder jung, und eine in Wahrheit neue Zeit kann nur der bringen, der uns gibt, daß wir mit uns selbst zufrieden werden können. Das aber kann nur einer — der Sünden vergebende, der Gnaden verheißende Gott!

„Ich will euch ein neu Herz geben“, spricht der Herr. Er ist bereit. Und wir?

Wir möchten wohl ein neues Herz haben, aber es ist so schwer, die alten, eingewurzelten Fehler fortzugeben, und noch schwerer, die Freuden hinzugeben, die wir unserer Sünde verdanken. Es ist schwer, seine Hand von fremdem Gut rein zu halten, wenn man reich wurde, weil man es mit dem siebenten Gebote nicht genau nahm! Es ist schwer, „Gutes zu reden und alles zum besten zu lehren“, wenn man als ein Witzbold

gilt und gewöhnt ist, Beifallsgelächter für das Verspotten der anderen zu ernten! —

Und doch muß es sein! Die Zeichen der Zeit deuten darauf hin, daß die große Entscheidung der kommenden Tage bei der Frage liegt, die allen Menschen gilt: wie steht du zu Gott? Was trägst du in dir, das alte trostige und verzagte Menschenherz oder das Herz, das Gott dir gab? Mit anderen Worten: wie stehst du zu deiner Sünde? Willst du sie festhalten, verbergen, entschuldigen? Oder willst du ein anderer werden, ein neuer, ein Gottesmensch? —

Aus unserer Antwort, die nicht Worte geben, sondern demütiges Beten zu Gott und entschlossene Tat, wird es sich für uns entscheiden, ob wirklich eine neue Zeit beginnt. N.

Die neue Kirchenverfassung in Preußen.

Von Oberkonsistorialrat Lic. Dr. Dibelius.

Nun hat die verfassunggebende Kirchenversammlung der preussischen Landeskirche, der größten evangelischen Kirche in Deutschland, ihre Beratungen beendet. Die neue Kirchenverfassung ist fertig. Zwar der Ausklang der Beratung war wenig erfreulich. Während in andern Landeskirchen die Verfassung einheitlich oder mit überwiegender Mehrheit angenommen worden ist, haben in Berlin 126 Abgeordnete für die Verfassung, 77 dagegen gestimmt. Nicht erhoben durch das Bewußtsein, der Kirche ein großes, von einheitlichem Willen zeugendes Werk geschenkt zu haben, nicht mit einem freudigen Psalm und nicht mit Worten der Genugtuung ging die Versammlung auseinander. Totenstille herrschte, als der Präsident, D. Reinhard, das Ergebnis der Abstimmung verkündete. In ernstem, fast bedrückendem Schweigen ging die Versammlung auseinander.

Daß es so gekommen ist, hat lediglich äußere Ursachen. Auch in der Geschichte der Kirche hat, Gott sei es geklagt, das allzu Menschliche seine Stätte. Ein volles Jahr hindurch hatte man in den Ausschüssen und im Plenum in herzlichem und vertrauensvollem Einvernehmen getagt. Die Gegensätze waren da. Oft wurde leidenschaftlich gekämpft. Aber immer war man bemüht, den andern zu verstehn und in wichtigen Fragen eine Majorisierung nach Möglichkeit zu vermeiden. Aber als die 2. Lesung der Verfassung beendet war, brach plötzlich der Wille durch, so rasch wie möglich zum Ende zu kommen. Nur anderthalb Tage Zeit wurde für die 3. Lesung gelassen. Damit war das Unheil da. Der vielumstrittene Bekenntnisvorspruch, über den in der 2. Lesung keine Einigung erzielt worden war, wurde von der „vereinigten Rechten“ erst im letzten Augenblick in neuer Fassung wieder vorgeschlagen. Zu vertraulicher Verhandlung mit den übrigen Gruppen war keine Zeit mehr. Mit geringer Mehrheit, 127 gegen 81 Stimmen, wurde er angenommen. Die ablehnenden Gruppen fühlten sich majorisiert und vergewaltigt in einer Frage, in der es eigentlich keine Majorisierung geben sollte. Die Stimmung fing an, bitter und erregt zu werden. Schlag auf Schlag

men jetzt die Abstimmungen. Auch in anderen wichtigen Punkten wurden die Beschlüsse der 2. Lesung mit knapper Mehrheit umgestoßen. Das verstärkte die Erregung. Und so kam es, daß viele der Mitglieder zum Schluß der ganzen Verfassung ihre Zustimmung versagten. So tritt die neue Verfassung äußerlich wenigstens nicht als das Dokument eines einheitlichen Willens der gesamten Kirche ins Leben, sondern als das Werk einer nicht allzu großen Mehrheit innerhalb der Kirche.

Das ist schmerzlich und beklagenswert. Aber es darf in seiner Bedeutung nicht überschätzt werden. Bei ruhiger Behandlung hätte daran ist kein Zweifel, auch ein Teil der ablehnenden Gruppen zum Schluß dem Gesamtwert zugestimmt. Und in der „vereinigten Rechten“ war durchaus nicht der Wille lebendig, die Minderheit in Glaubensfragen zu vergewaltigen. So wird man der Verfassung doch mehr Gewicht und mehr Zukunft beimessen müssen, als es zunächst den Anschein hat.

Was ist es nun, was die Verfassung bringt?

Mit ihren 166 Artikeln ist die Verfassung ein umfangreiches und inhaltreiches Werk. Es ist nicht möglich, hier auf alles einzugehen, was sie an Neuem und Wertvollem bringt. Nur ein paar Punkte seien herausgegriffen.

Zunächst der Name. Die alte Bezeichnung, wie sie sich aus der geschichtlichen Entwicklung ergeben hatte, „Evangelische Landeskirche der älteren Provinzen Preußens“ ist beseitigt. Die Kirche heißt hinfort: „Evangelische Kirche der Altpreussischen Union“. Dieser Name ist zunächst deshalb gewählt, weil nach dem Versailler Diktat eine nicht ganz geringe Zahl von Gemeinden nicht mehr innerhalb der preussischen Landesgrenzen liegt. Daher mußte die Bezeichnung „Landeskirche“ fallen. Und weil ein Teil dieser Gemeinden innerhalb der polnischen Staatsgrenzen mit einer ausgesprochen lutherischen Kirche zusammenlebt, mit der eine Vereinigung schon wegen der dortigen ausgesprochen polnischen Leitung (Generalsuperintendent Burschel) nicht möglich ist, so mußte der unierte Charakter der Kirche in ihrem Namen ausdrücklich festgelegt werden. Es ist der Gruppe der Bekenntnisfreunde, die im wesentlichen lutherischer Richtung sind und denen die Union mehr eine geschichtliche Notwendigkeit als ein religiöses Gut ist, schwer genug geworden, zu dieser Betonung der Union ihre Zustimmung zu geben. Aber sie haben es getan um der Brüder willen. Das Wort „altpreussisch“ mußte aufgenommen werden, um die Kirche gegenüber den anderen unierten Kirchen, wie wir sie in Deutschland haben, z. B. in Hessen und Baden, zu unterscheiden. So ist ohne Debatte in völliger Einmütigkeit der Name beschlossen worden: „Evangelische Kirche der Altpreussischen Union“.

Mit dem neuen Namen ist der neue Bekenntnisanspruch verbunden: „Getreu dem Erbe der Väter steht die evangelische Landeskirche der älteren Provinzen Preußens auf dem in der Heiligen Schrift gegebenen Evangelium von Jesus Christus, dem Sohn des lebendigen Gottes, dem für uns Gekreuzigten und Auferstandenen, dem Herrn der Kirche, und erkennt die fortdauernde Geltung ihrer Bekenntnisse an: Des Apostolischen und der anderen Altkirchlichen, ferner der Augsburgischen Konfession, der Apologie, des Schmalkaldischen Artikel und des des Kleinen und Großen Katechismus Luthers in den lutherischen Gemeinden, des Heidelberger Katechismus in den reformierten, sowie der sonstigen Bekenntnisse, wo solche in Kraft stehen. Das in diesen Bekenntnissen bezeugte Evangelium ist die unantastbare Grundlage für die Lehre, Arbeit und Gemeinschaft der Kirche. Die Kirche führt hinfort die Bezeichnung „Evangelische Kirche der Altpreussischen Union“.

Dieser Bekenntnisanspruch wird deshalb angefochten, weil die lange Aufzählung der Bekenntnisschriften aus dem 16. Jahrhundert den Anschein erwecken kann, als wolle die Kirche zurückdenken in die alten Bahnen der Lehrgeschichte. Aber wer die Worte genau liest, wird zugeben müssen, daß davon nicht die Rede ist. Nicht die Bekenntnisse selbst, sondern „das in ihnen bezeugte Evangelium“ soll die unantastbare Grundlage der Verfassung sein. Das allein ist evangelisch. Das läßt auch dem Kampf der Geister um die tiefere Erkenntnis der Wahrheit freien Spielraum. Mit Recht konnte der Führer der ausschlaggebenden Gruppe, der sogenannten „Vereinigten

Rechten“ zum Schluß erklären: „Nichts Neues haben wir gebracht, auch nichts hinzugefügt!“

Daß die Bekenntnisse einzeln aufgezählt sind, soll zugleich bezeugen, daß die Union, so weit sie in Preußen geschichtlich geworden ist, keine Verschmelzung der Bekenntnisse mit sich bringt, sondern daß jede Gemeinde, gemäß ihrer Geschichte, ihr lutherisches oder ihr reformiertes Bekenntnis festhält, aber mit den Anhängern der übrigen Bekenntnisse in Abendmahlsgemeinschaft und Verwaltungsgemeinschaft steht.

Und nun kommt die lange Reihe der eigentlichen Verfassungsbestimmungen. Der erste Teil handelt von der Gemeinde. Energisch wird zum Ausdruck gebracht, daß die einzelne Gemeinde mit ihrem Leben und mit ihrer Arbeit die Grundlage aller kirchlichen Betätigung sei. „Die Kirche baut sich aus der Gemeinde auf“. Dementsprechend werden die Rechte und Verantwortungen der einzelnen Gemeinden erweitert. Zum ersten Male wird auch eine alljährlich zu haltende Gemeindeversammlung vorgesehen, der ein Rechenschaftsbericht über die Arbeit des Jahres erstattet werden soll.

Ebenso wie die Befugnisse der Gemeinden, werden auch die der Synoden erweitert. So erhält z. B. die Kreissynode das Recht, Umlagen für ihre eigenen Zwecke zu erheben, um damit kirchlich Einrichtungen für den synodalen Kreis zu finanzieren. In den westlichen Provinzen ist das schon seit Jahrzehnten Brauch. Im Osten war es bisher unbekannt. Der Grundgedanke, der sich durch diesen ganzen Abschnitt der Verfassung hindurchzieht, ist der: die Befugnisse der Behörden sollen eingeschränkt und dem synodalen Element und zugleich den einzelnen führenden Persönlichkeiten soll Raum für die freie Entfaltung aller Kräfte geschaffen werden.

Besonders ist man bemüht gewesen, die Stellung der Generalsuperintendenten zu heben. Sie werden in Zukunft an die Spitze der Konsistorien treten anstelle der juristischen Konsistorialpräsidenten. Sie sollen die eigentlichen Führer der kirchlichen Arbeit innerhalb der Kirchenprovinz sein. Sie erhalten das Recht, gemeinsame Rundgebungen zu erlassen. An der Leitung der Gesamtkirche nehmen sie dadurch Anteil, daß sie im „Kirchensenat“ Sitz und Stimme haben. Ein langer heißer Kampf hat sich darum entsponnen, ob man den Generalsuperintendenten den Bischofstitel geben solle oder nicht. Die hochkirchliche Richtung hätte am liebsten evangelische Bischöfe nach dem Muster der schwedischen Kirche eingesetzt und hätte sie vom schwedischen Erzbischof weihen lassen, damit sie Teil erhielten an der sogenannten successio apostolica, d. h. an der Kette der Weihen, die nach dem Glauben der katholischen Kirche von den Aposteln her durch die Jahrhunderte hindurch bis auf die Gegenwart herunterreicht. Aber von einer solchen katholisierenden Romantik will die Mehrheit des evangelischen Volkes in Deutschland nichts wissen. Nur den Bischofsnamen, sowie er in der Brüdergemeinde üblich ist und wie er unter Friedrich Wilhelm IV. auch in Preußen eine Zeitlang eingeführt war, wünschte man zu haben. Der Bischofsname ist biblisch und vollständig — während das Wort „Generalsuperintendent“ für die einfache Masse schlecht hin unaussprechbar ist. Aber die Opposition war doch sehr stark. Man fürchtete, daß mit dem Bischofsnamen auch bischöfliche Ansprüche sich melden würden, die mit dem Wesen einer evangelischen Kirche unvereinbar seien. Und da man diese Opposition nicht majorisieren wollte, hat man von der Einführung des Bischofstitels abgesehen und nur die Möglichkeit gelassen, durch einfaches Kirchengesetz, also ohne Aenderung der Verfassung, den Namen später einzuführen. Wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen, wird es für die östlichen Provinzen schließlich einmal dazu kommen.

Und endlich die oberste Spitze. Man hat neben und über den Evangelischen Oberkirchenrat anstelle des Königs einen „Kirchensenat“ gesetzt, den zur Hälfte aus Abgeordneten der Generalsynode, und zur andern Hälfte aus den obersten Beamten der Kirche bestehen soll. Aber hier ging der Streit darum, ob man einen „Landesbischof“ wählen und ihm den Vorsitz in diesem Kirchensenat übertragen solle. In zweiter Lesung war dieser Antrag angenommen worden. In dritter Lesung wurde er mit 104 gegen 103 Stimmen abgelehnt. Die Entscheidung stand also auf des Messers Schneide! Vielleicht führt die Entwicklung dahin, daß die ausgesprochen lutherischen Kirchen in Deutschland einen Landesbischof haben werden,

die unierten und die reformierten dagegen nicht. In Sachsen, Mecklenburg und Braunschweig ist der Name „Landesbischof“ bereits eingeführt. In Bayern und Oldenburg hat man zwar die Stellung geschaffen, aber man hat statt des Bischofsnamens den Titel „Kirchenpräsident“ oder „Oberkirchenratspräsident“ gegeben. Entsetzliche Namen! Sie werden zweifellos in absehbaren Zeit dem Namen „Landesbischof“ weichen müssen. Umgekehrt weisen die reformierten Gemeinden und die reformierten Landeskirchen den Bischofsnamen zurück. Und ihnen zuliebe wird man in Preußen Bedenken tragen, einen Landesbischof an die Spitze der Kirche zu stellen. Wenn einzelne der östlichen Provinzen, die ganz überwiegend lutherisch sind, ihren Generalsuperintendenten den Titel Bischof geben, so werden Rheinland und Westfalen davon ja nicht berührt.

Die Synoden werden auch in Zukunft sämtlich zu zwei Dritteln aus Laien und nur zu einem Drittel aus Theologen bestehen. Besonders heiß wurde um die Art der Wahl gekämpft. Der Evangelische Oberkirchenrat legte Wert darauf, daß die Generalsynode zwar nicht wie ursprünglich gewünscht und geplant direkt von den Gemeindegliedern, aber doch von den Mitgliedern der kirchlichen Körperschaften in den einzelnen Gemeinden gewählt werden sollten. In zweiter Lesung war auch so beschlossen worden. In 3. Lesung wurde dieser Beschluß wiederum mit knapper Majorität dahin abgeändert, daß die kirchlichen Körperschaften nur die Kreissynoden und die Provinzialsynoden wählen sollten, daß aber die Generalsynode aus Abgeordneten der Provinzialsynoden bestehen soll. Das ist insofern zu bedauern, als dadurch die Generalsynode weniger vollstündlich wird, als sie es nach dem Vorschlag des Evangelischen Oberkirchenrats geworden wäre. Auch ist die Gefahr nicht von der Hand zu weisen, daß die Abgeordneten der Provinzialsynoden die Interessen der einzelnen Kirchenprovinzen über die der Gesamtkirche stellen und dadurch den Zusammenhang der Gesamtkirche lockern können. Andererseits hat diese Regelung den Vorteil, daß die Männer, die in die Generalsynode kommen, sämtlich zunächst in großen Synoden gearbeitet haben und daher reichere Erfahrung mitbringen als solche, die direkt von der Einzelgemeinde herkommen.

Das sind die wichtigsten Bestimmungen der neuen Verfassung. Bis die ins Leben treten, wird noch einige Zeit vergehen. Jetzt müssen erst noch gewisse Verhandlungen mit dem Staat geführt werden. Zwar ist die Kirche dem Grundsatz nach frei und kann sich ihre Verfassung geben, wie sie will. Vorläufig aber hat die finanzielle Auseinandersetzung der Kirche mit dem Staat, wie sie bei der Trennung vorgesehen ist, noch nicht stattfinden können. Das liegt an der gegenwärtigen Lage Deutschlands. In einer Zeit, wo niemand weiß, was die deutsche Mark nach 12 Monaten wert sein wird, ist es völlig unmöglich, Auseinandersetzungen über so gewaltige finanzielle Rechte und Pflichten vorzunehmen. Vorläufig leistet daher der Staat noch gewisse Zahlungen — nicht aus gutem Willen, sondern zum Teil auf Grund alter rechtlicher Verpflichtungen, zum Teil weil er der Kirche für die Ueberlassung des Schullandes sehr große Beträge schuldig ist, die sich erst bei der finanziellen Auseinandersetzung ganz werden übersehen lassen. Diese Lage ist für die Kirche im Augenblick von erheblichem Nutzen. Der ferner Stehende macht sich keinen Begriff davon, was es bedeutet, in einer Zeit der sinkenden Mark für einen großen kirchlichen Organismus die ständig erhöhten Gehälter pünktlich auf den Tisch zu legen. Und auf das „pünktlich“ kommt alles an. Was nützt es dem Pastor, wenn er seine Erhöhung für den Monat Oktober erst im November erhält, wo er sich für dies Geld nur noch einen Teil von dem kaufen kann, was er im Oktober hätte kaufen können. Und diese Erhöhungen sind in den letzten Monaten sprunghaft gewesen, ohne doch der noch viel schnelleren Aufwärtsbewegung der Preise auch nur von fern folgen zu können. Wenn am 1. September für 7600 Pastoren und ebensoviel Küster und Organisten allein an Gehaltserhöhungen eine Milliarde Papiergeld hat hinterlegt werden müssen und am 1. Oktober wieder eine Milliarde mehr und am 1. November zwei Milliarden mehr — die Kirche wußte nicht, wie sie das bewerkstelligen, wie sie ihre Diener und Beamten auch nur vor dem bittersten Hunger schützen sollte, wenn nicht der Staat seine alten Zahlungen einigermaßen dem sinkenden Geldwert anpaßte und aus seiner geduldigen Notenpresse die nötigen Papierscheine in die Kirchentassen würfe. Daß das ungesund und auf die Dauer völlig unmögliche Zustände sind

— das weiß jeder. Vielleicht kann in anderem Zusammenhang einmal dargelegt werden, was die Evangelische Kirche tut, um aus diesem entsetzlichen Zustand herauszukommen. Im Augenblick aber ist es für die Kirche, wie gesagt, eine Hilfe, der sie nicht entraten kann. Dann aber kann sie auch dem Staat das Recht nicht bestreiten, sich diejenigen Punkte der Verfassung genauer anzusehen, die für seine finanziellen Pflichten von Belang sind. Hoffentlich ziehen sich diese Verhandlungen nicht allzu lange hin. Sobald sie beschlossen sind, werden die neuen Synoden gewählt und die neuen Behörden gebildet werden. Dann wird die Verfassung sich auswirken können. Gott gebe, daß sie sich dann als eine Förderung des kirchlichen Lebens an dem schwer daniederliegenden deutschen Vaterlande erweisen möge!

Von der Bibel.

(Schluß.)

Dr. Dietrich Schäfer,

Professor der Geschichte an der Universität Berlin.

Wie immer die Bibel entstanden sein mag, sie bringt die wertvollsten Schätze unter allen, die Menschengestalt jemals kennt. Nie wird vollen Anteil haben an menschlicher Bildung, wem sie fremd bleibt.

Döttingen, 14. August 1922.

D. Wilhelm Freiherr von Pechmann,
Direktor der Bayerischen Handelsbank, München.

Heinrich Leo, der Hallenser Historiker, hat seinerzeit über jeden der fünf Bände seiner Weltgeschichte das Wort des Propheten geschrieben: „Die Sünde ist den Leuten Verderben“. So gewiß dies Wort für alle Zeiten gilt, auch für die Gegenwart, und für sie erst recht, so gewiß behält auch für die Gegenwart, und für sie erst recht, das Buch der Bücher seine unvergängliche Bedeutung. Mögen Unbildung, Verbildung und düsterhafte Halbbildung wähen, wir seien darüber hinausgekommen: wahre Bildung weiß und bezeugt, daß in diesem gottmenschlichen Buche Quellen rauschen, die wir nicht verlassen können, ohne daß das Göttliche in uns verschmachtet und auch die Lebenswurzeln aller zeitlichen Kultur absterben.

Ansbach, 22. August 1922.

Dr. W. Rein,

Professor der Pädagogik an der Universität Jena.

Alles ist relativ — die Werte fließen —

So will man heut die Seelen vorbereiten.

Da gilt es Mark in alle Knochen gießen.

Wer kann's? Das Bibelbuch für alle Zeiten.

Jena, 18. August 1922.

Dr. Wilhelm Stapel,
Schriftsteller in Hamburg.

Die Deutschen haben die Bibel in einem tieferen Sinne zu eigen als andere Völker: nicht als ein Erzeugnis gelehrter Uebersetzertätigkeit, sondern als eine neue Offenbarung. Luther hat die alten Schriften aus seinem Gotteserlebnis innerlich verstanden. Und es ist eine einzigartige Gnade, daß Luther zugleich das größte deutsche Sprachgenie war, sodaß er es vermochte, die Bibel so zu verdeutschen, wie Gott würde geredet haben, wenn er hätte wollen deutsch reden. (Sendbrief vom Dolmetschen.) Darum hätte man nie an Luthers Text ändern sollen. Es schadet dem Leser nicht, wenn er den alten Luthertext nicht so glatt zu lesen vermag. Denn das Sinnvolle über einen heiligen Text, das ist das echte „Bibellesen“. Das „objektive Verstehen“ ist das Wenigste, das erleuchtete und entzündete In-sich-Aufnehmen des Wortes, das Hineinschmelzen ins Wort, darauf kommt es an. Wohl uns, daß wir das können: Luther als der sprachgewaltige Gottesmann, hat es uns ermöglicht. Wie arm sind die, welche so nicht lesen können!

28. August 1922.

G. J. Haberl,

Professor in Wien.

Die Bibel ist das Volks- und das Völkerbuch ohnegleichen. Was sonst zur Weltliteratur gezählt wird, wird seinen Geltungsbereich selten über den Kulturkreis hinaus ausdehnen, in dem es entstanden ist; das 1. Buch Mose aber, die Psalmen, der Hiob, die Evangelien werden zu allen Zeiten und bei allen Völkern und bei Hoch und Niedrig die gleiche befreiende und beglückende Kraft bewahren.

Die Bibel ist das Volksbuch. Nur jedermanns Buch, das ist sie gar nicht. Es ist schwer, mit ihr auszukommen. Der Umgang mit ihr ist ein steter Kampf und wer darin siegt, das ist gewöhnlich sie. Sie ist voller Widersprüche und Herausforderungen. Sie befremdet, beunruhigt, strafft, richtet, durchbohrt. Wer seine Ruhe liebt, muß sie hassen, wer nach Väterweise sein Leben führt, sei's ehrbar, sei's schandbar, der hält sie sich vom Leibe.

Sie ist das inspirierende Buch. Ob sie darum nicht auch als das inspirierte anzusehen sein wird?"

Herbert M. Dixon,
Bischof von Oxford.

Martin Luther hat dadurch, daß er das Neue Testament allen nahe brachte, sodaß sie es lesen und verstehen konnten, jeden einzelnen und alle miteinander auf ihre Verantwortung hingewiesen. Welche Unterschiede auch zwischen uns in Nationalität, in politischer Ueberlieferung und in unseren nationalen Zielen bestehen mögen, wir, die wir uns mit dem Namen Christi nennen und zu ihm bekennen, berufen uns alle in gleicher Weise darauf, daß wir unsere Grundsätze und unsere Beweggründe in der Lehre des Neuen Testaments finden. Dieses Buch ist uns allen gemeinsam, seine Gedanken sind unser aller Gedanken, in ihm und nirgends sonst werden wir die wahre Einheit finden, die allen unseren Unterschieden zum Trotz in der Tiefe vorhanden ist. Es ist unser Friedensband.

So schauen wir denn auch in dem dunkeln und verwirrenden Ausblick dieser Tage auf unser Buch und fassen Mut.

25. August 1922.

Wilfred Monod,
Pastor und Professor an der Theologischen Fakultät in Paris.
Präsident des Nationalvereins der reformierten
Kirchen Frankreichs.

Eine hundertjährige biblische Kritik, die mit peinlicher Genauigkeit und Beharrlichkeit, mit Aufrichtigkeit und Kühnheit, ja manchmal mit Verwegenheit gearbeitet hat, läßt uns im Besitz einer Bibel, die lebendiger ist als je, die immer mehr das moderne Gewissen unter sich beugen wird; denn wir unterscheiden von nun an zwischen dem Buchstaben der Bibel und dem Worte Gottes. Dies lieben und segnen wir, ihm schwören wir zu gehorchen. Möge die heutige Christenheit ihm Treue schwören. Möge sie davor erröten und darüber weinen, daß sie es verraten hat.

Die heilige Schrift ist das am wenigsten orthodoxe und am wenigsten rationalistische der Bücher. Sie gehört nach ihrer Form ins literarische, nicht ins wissenschaftliche Gebiet — dadurch ist ihre ewige Jugend bedingt; sie bewegt sich auf dem Boden des Gefühls und nicht auf dem der Metaphysik; auf dem der praktischen Lebenserfahrung und nicht auf dem eines intellektuellen Systems; auf dem der religiösen Erfahrung und nicht auf dem der Lehre; auf dem des Glaubens und nicht des Bekenntnisses. Sie heilt, heiligt und errettet.

Von nun an wird sie im höchsten Maße das Buch der Leidenden und sündigen Menschheit, aber einer denkenden, wollenden, strebenden Menschheit, die eine unzerstörbare Hoffnung für die Seelen und die Völker belebt.

Das steht fest, mit Riesensprüngen, in Abschnitten von übernatürlicher Weite wird die Bibel die fünf Weltteile erobern, wenn die schriftmäßige Auffassung des Reiches Gottes uns fähig macht, heldenmütig das erlösende Lösungswort anzunehmen: Reformieren wir die Reform! Christianisieren wir das Christentum!

Franz Behrens,
M. d. R., Vorsitzender des Zentralverbandes der Land-
arbeiter, Berlin.

Die schwere Not unserer Zeit wird unser Volk nicht nur beten, sondern auch wieder die Bibel lesen lehren. Aus ihr werden dann Ströme des Lebens und der Kraft ausgehen, die unser Volk mit neuem Geist erfüllen und zur Freiheit aus innerer und äußerer Knechtschaft führen. 31. Aug. 1922.

Die konfessionelle Uebertrittsbewegung.

Die konfessionelle Statistik, besonders auch die über den Konfessionswechsel zwischen Katholiken und Protestanten in Deutschland, hat kaum jemals so aufmerksame Beobachter auf katholischer Seite gefunden, wie zurzeit. Das hat seine besonderen Gründe. Um so notwendiger ist es, keine falschen sta-

tistischen Aufstellung oder Schlußfolgerungen unwidersprochen zu lassen, zumal wenn sie sich gleichzeitig in fast der gesamten Zentrums- und katholischen Presse Deutschlands und in katholischen Blättern des Auslandes, u. a. im „Osservatore Romano“ finden. Es handelt sich um einen Aufsatz eines Dr. E. (z. B. „Germania“ vom 27. August): „Die konfessionelle Uebertrittsbewegung“. Die Zahlen, die hier mitgeteilt werden, für die Jahre 1910 bis 1919 — vor 1910 gab es auf katholischer Seite überhaupt keine Uebertrittsstatistik — sind nicht ganz genau. Die richtige Zustammensetzung gibt die im Verlag des Evangelischen Bundes (Berlin W. 35) erschienene Schrift des bekannten Konfessionsstatistikers Dr. Schneider in Berlin „Kirchen-Uebertritte und Austritte im letzten Jahrzehnt. Berlin 1920.“ Immerhin auch die von Dr. E. mitgeteilten Ziffern zeigen, daß zwischen 1910 und 1919 die 24 Millionen Katholiken Deutschlands nicht etwa nur ebensoviel Konvertiten als die 40 Millionen Protestanten stellten, sondern weit mehr. Hier sprechen natürlich die immer mehr zunehmenden Mißgehen statt mit. Der Statistiker der „Germania“, „Osservatore Romano“ u. a. weist nun aber darauf hin, daß 61,6 Prozent der deutschen Bevölkerung in dem genannten Zeitraum evangelisch waren und 36,7 Prozent katholisch. Er behauptet dann, wegen der größeren ziffernmäßigen Anziehungskraft der 61,6 Prozent Protestanten müßten normalerweise auch die Prozentsätze der Uebertritte den Konfessionsanteilen entsprechen. Da die Ziffern in Wirklichkeit geringer seien, stehe es günstig mit dem Konfessionsausgleich für die katholische Kirche. Nach dieser Norm müßte es dann freilich in Bayern fast 30 mal mehr Uebertritte zur katholischen Kirche geben, als vorhanden sind.

Nun, solche statistischen Künsteleien können nur bei ganz ungeschulten Lesern verfangen. Das Gesetz der gesteigerten Anziehungskraft der Massen gilt in der Physik, aber nicht ebenso auch in geistigen Werten. Im Gegenteil: erfahrungsmäßig zeigte sonst gerade die konfessionelle Minorität die Neigung zum Wachstum.

Die Gegenrechnung richtig angewandter Statistik ist nach Aufstellungen Dr. Schneiders folgende:

1. Die richtigen Ziffern in absoluten Zahlen, und zwar die der Uebertritte zur katholischen Kirche nach den amtlichen Aufstellungen im katholischen kirchlichen Handbuch; die Ziffern aus dem Reichsland bis 1917, bei beiden Konfessionen gleichmäßig;
2. die Verhältniszahl der aus jeder Kirche zur andern Uebertretenden auf 100 000 des Bestandes berechnet.

Danach ergibt sich folgende Reihe:

	Uebertritte aus der katholischen Kirche zur evangelischen:		Uebertritte aus der evangelischen Kirche zur katholischen:	
	absolut	auf 100 000 Kath.	absolut	auf 100 000 Evang.
1910	8328	34,96	4992	12,48
1911	8684	36,46	4988	12,47
1912	8488	35,63	5191	12,98
1913	8597	36,09	5332	13,32
1914	7458	31,31	4712	11,78
1915	5550	23,30	4134	10,34
1916	5267	22,11	3647	9,12
1917	4873	20,06	4141	10,35
1918	5623	23,61	4271	10,14
1919	8926	37,47	7295	18,24

Während der Kriegezeit gingen die Uebertritte hin und her zurück aus naheliegenden Gründen. Seit 1919 wachsen sie stark. Noch macht der katholische Zuwachs in der Verhältniszahl nicht ganz die Hälfte des evangelischen aus, aber er steigt 1919 stark. Die römische Propaganda schläft nicht. Die Zeit ist ihr politisch überaus günstig.

Im Jahrzehnt von 1890 bis 1900 traten in Deutschland rund 46 600 Katholiken zur evangelischen Kirche über; von 1901 bis 1910: 77 877, von 1911 bis 1919: 63 466 (die Zahlen von 1920 stehen noch nicht überall fest), also von 1890 bis zur Gegenwart 187 943. Das Endergebnis der drei Jahrzehnte von 1890 bis 1920 wird man auf etwa 196 000 veranschlagen dürfen. Das ist doch schon etwas. Die Gegenziffer steht dank der katholischen bis 1910 dauernden Verheimlichung nicht fest.

Serzliche Bitte der Evang. Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Südamerika. (Elberfeld).

Seit 58 Jahren hat die „Evang. Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Südamerika“ vom Wuppertal aus den einst vergessenen und in schwerer religiöser, sittlicher und kirchlicher Not versinkenden evangelischen Deutschen in Südamerika,

besonders in Brasilien und Chile, ihre Hilfe zugewandt, indem sie ihnen Jahr um Jahr sorgsam ausgewählte Pfarrer und Lehrer, auch mannigfache Hilfe zur Gründung und Pflege ihrer Kirchen und Schulen in die ferne neue Heimat gesandt hat. Daß diese Hilfe auch manchen der jetzt fest auf eigenen Füßen stehenden Gemeinden in Santa Catharina und Mittelbrasilien zuteil geworden ist, wird dort gewiß nicht vergessen sein. Sie wandte sich in den letzten Jahren immer ausschließlich den noch recht hilfsbedürftigen Deutschen evangelischen Gemeinden in Rio Grande do Sul zu. Allein in den letzten 10 Jahren vor dem Zusammenbruch Deutschlands hat die Evang. Gesellschaft für Rio Grande do Sul an Aussendungen, Gehaltszulagen, Unterstützungen und Pensionen nicht weniger als 381 500 Goldmark gezahlt. Durchschnittlich wurden in jedem Jahre nach Rio Grande do Sul 6 Geistliche ausgesandt, dazu häufig Lehrer und Lehrerinnen. Daß die Arbeit reichgesegnet war, davon legen heute zahlreiche deutsche evangelische Gemeinden in Südamerika, die der Pflege der Gesellschaft entwachsen sind, vor allen aber die junge deutsche evangelische Kirche von Rio Grande do Sul mit ihren 274 Gemeinden, mit ihren Schulen und Seminaren, mit ihrem Waisenhaus und Altenheim, bereitetes Zeugnis ab. In den letzten Jahren haben besonders die durch die starke natürliche Vermehrung der Deutschen in Brasilien, sowie durch die immer wachsende Einwanderung aus Deutschland jährlich neu entstehenden Kolonistengemeinden in entlegenen Urwald die Hilfe der Gesellschaft erfahren.

Nach dem Kriege hat sich die Evang. Gesellschaft darauf beschränken müssen, diesen neuen Urwaldgemeinden die von ihnen erbetenen Geistlichen zuzusenden, die deutschen Auswanderer, die sich in Südamerika ansiedeln wollen, zu beraten und zu betreuen, und den Gemeinden und Geistlichen in Brasilien manchen kleinen Liebesdienst in Deutschland zu leisten; außerdem hat sie noch für einige brasilianische Pfarrwitwen und deren Kinder in Deutschland zu sorgen, die von der jetzigen Teuerung schwer betroffen werden.

Nicht weniger als 26 Pfarrer mit ihren Familien sind in den letzten 11½ Jahren nach Rio Grande do Sul ausgesandt. Obgleich diese opferwillig im Zwischendeck reisten, beliefen sich die Kosten dieser Aussendungen allein auf insgesamt 373 210,70 Mark. Schon 1921 mußte die Gesellschaft ihre Kasse mit einem Fehlbetrage von 58 909 Mark abschließen.

Die ungeheure Steigerung der Teuerung in den letzten Wochen, — die Kosten der Ueberfahrt von Hamburg nach Brasilien im Zwischendeck stiegen von 5000 Mark vor einem halben Jahr auf 50 000 Mark, — hat die Evang. Gesellschaft plötzlich in große Not gebracht. Ihre Geldmittel sind erschöpft, ihre zumeist verarmten Mitglieder, die das Werk bisher mit ihren Groschen und Markstücken in großer Liebe getragen und der Gesellschaft leihthin in noch wiederholt ergreifende Beweise treuer Opferwilligkeit gegeben haben, können ihre Beiträge nicht in der nötigen Weise erhöhen. Das Schiff sitzt fest; die Papierflut trägt es nicht mehr.

Soll die reichgesegnete Arbeit, die, wie Propst D. Braunschweig dieser Tage schrieb, „hochnötig“ ist, nun wegen Mangels an Geldmitteln eingestellt werden? Soll die Evang. Gesellschaft die im Stich lassen müssen, die daheim und draußen auf ihre Hilfe rechnen? Unsere evangelische Kirche und unser deutsches Volk, die doch wahrlich in den letzten Jahren schon genug Verluste erlitten haben, würden neue Einbußen erleiden. Das darf nicht sein! Die Evang. Gesellschaft glaubt deshalb den Brüdern in Südamerika, die ihre Hilfe nötig haben und erbitten, ihre in den Kriegsjahren glänzend bewiesene Treue mit Treue vergelten zu müssen; ihr Vorstand beschloß einstimmig, daß die Gesellschaft, solange es nur irgend möglich sei, auf ihrem Posten bleiben müsse. Bei einiger Opferwilligkeit und Liebe sollte es auch wohl möglich sein, dieses wichtige Werk auch durch die schwere Notzeit hindurch zu erhalten, zum Segen der evangelischen Deutschen in Südamerika.

In ihrer Not wendet sich die Evang. Gesellschaft deshalb auch an die älteren und wohlhabenden deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina und Mittelbrasilien, mit denen sie sich von alten Zeiten her in brüderlicher Gemeinschaft verbunden weiß und bei denen sie auf Verständnis für die Nöte der armen deutschen Neuan siedler in Brasilien rechnen zu dürfen glaubt, mit der herzlichen Bitte, ihr durch eine außerordentliche Liebesgabe zu helfen, ihre Arbeit fortzuführen. Wird ihr die erbetene Hilfe aus Südamerika nicht bald zuteil, dann muß die Gesellschaft, die bis Ende des Jahres wieder etwa 100 000 M. Schulden machen muß, ihre Arbeit einstellen! — — —

Schon in der Juli-Nummer des Christenbotens erschien ein Aufruf für die Evang. Gesellschaft. Bisher hat nur die Gemeinde Florianopolis gegeben. Bei dem gegenwärtigen Stande der Mark können wir mit 150 Mk. den Fehlbetrag der Gesellschaft für das laufende Jahr decken. Es ist zu hoffen, daß diese zweite Bitte um Hilfe nicht wieder vergebens ist.

Von der evangelischen Kirche in Polen.

Ein Gewaltakt gegen die Evangelischen in Posen und Pommerellen. Die evangelischen Kirchentagemeinden im ehemals preussischen Anteile des neuen Polens, namentlich in den Städten, werden von einer Wöche zur andern kleiner. Seit den Tagen der Internierung Tausender in Szczytno ist kein Aufhalten mehr gewesen. Die Deutschen wanderten, ab, sei es, daß sie den inneren Druck völliger Not zu tragen nicht länger imstande waren.

Dabei ist eins bis vor kurzem ein Rätsel geblieben — die Stellung, welche die Leitung der evangelisch-lutherischen Kirche in Warschau zu der evang.-unierten Kirche in Posen und Pommerellen einnahm. Die evangelische Schloßkapelle im Posener Schloß wurde in eine katholische umgeweiht, nach Posen herein strömten katholische Ordensleute aller Arten und gründeten Niederlassungen, nach dem Posener evangelischen Diakonissenhause streckten sich begehrliche Hände aus. Die Leitung der Warschauer evangelischen Kirche sah und hörte von dem allem nichts. Sie merkte nichts von der Gefahr, die dem evangelischen Bekenntnis drohte. Oder wollte sie nichts merken? Vor der ganzen protestantischen Vergangenheit und Gegenwart muß auf das Stillschweigen des Warschauer evangelischen Konsistoriums zur Verdrängung der evangelischen Deutschen eindringlich einmal der Finger gelegt werden.

An den Verhandlungen des Freundschaftsbundes der Kirchen in Kopenhagen, die zum Hauptgegenstand den Schutz der religiösen Minderheiten hatten, haben die Führer der evangelischen Kirchen von Warschau und Posen teilgenommen. Der Ehrensekretär dieses Bundes, Sir Dickinson, reiste von Kopenhagen nach Warschau und Posen, um sich über das Verhältnis der Warschauer und Posener Kirche zu unterrichten und, wenn möglich, eine Brücke zu schlagen. Und in denselben Tagen verhandelt die Warschauer Landessynode über eine neue Kirchenverfassung und beschließt als ersten Artikel: „Die Evangelisch-Luth. Kirche in Polen umfaßt alle Landesbewohner evangelisch-lutherischen Bekenntnisses, die nicht ausdrücklich aus der Kirche ausgetreten sind.“

Alle Landesbewohner evangelisch-lutherischen Bekenntnisses! Damit sind nicht etwa nur die sogenannten Altlutheraner gemeint, sondern auch die der unierten evangelischen Kirche in Posen und Pommerellen zugehörenden Evangelischen, alle die, welche einstmals den lutherischen Katechismus gelernt haben. Denn auch sie sind — eine verschwindende Anzahl Reformierter ausgenommen — „evangelisch-lutherischen Bekenntnisses.“

Durch den Beschluß der Warschauer Synode werden sie in eine fremde Kirchengemeinschaft hineingezwungen. Auflösung des Posener Evangelischen Konsistoriums und der Landessynode der unierten evangelischen Kirche in Posen und Pommerellen würde die Folge sein. Die Evangelischen in den ehemals preussischen Landesteilen hätten sich entweder mit allen ihren Kirchen, Pfarrämtern, Friedhöfen und anderem Eigentum dem polnischen Warschauer Konsistorium zu unterstellen oder aber „auszutreten“, um sich dann nach Sektenart eigene Bethäuser und Friedhöfe zu schaffen.

Damit hat das Schweigen der Warschauer Kirchenleitung zur Unterdrückung der Deutschen seine Erklärung gefunden. Sie erhoffte davon eine solche Schwächung der evangelischen Gemeinden in den ehemals preussischen Gebieten, daß diese keine Widerstandskraft mehr aufbringen würden, wenn man jetzt daran geht, ihnen das Fall über die Ohren zu ziehen. Aber soweit sind sie noch nicht. Im Gegenteil, die vielerorts zu Tage tretende Opferwilligkeit für die Kirche berechtigt zu den besten Hoffnungen.

Ansichten und Erlebnisse des Kolonisten Hackeberg aus der Bananentiefe.

Neulich habe ich einmal einem besonderen Streit beigewohnt. Wir saßen bei Lewandowski in der Wenda, da haben wir den „Urwaldsboten“ gelesen, wie es in Deutschland zu-

geht. Und wir sprachen von Monarchie, und daß die für Deutschland und wohl auch für andere Länder besser ist, als eine Republik. Da meint der eine von den Chauffeuren, die jetzt manchmal bei uns durchfahren, seit die Straße gemacht ist: „Das ist nur gut für die Lebensmittelwucherer“. Der ist nämlich Neudeutscher. Ich sage: wieso? „Ja“, sagt er, „die Agrarier, das sind die Landwirte, die sind alle Lebensmittelwucherer. Die sind dick und fett, und die armen Leute in den Städten hungern. Hier ist das auch so! In Blumenau kostet der Mais 16 Milreis!“

„Du wolltest ich ihm schon was drauf sagen, da hat sich ein anderer vorgewagt, der Hermann Blandt, was dem alten Otto sein ältester Sohn ist. Der sagt sonst nicht viel, aber hier weiß er Bescheid. Denn er hat vor zwei Jahren beim Syndikat am Braco Trombudo Land gekauft und wohnt da, er kennt also die neuen Kolonien, und in den alten ist er aufgewachsen. „So“, sagt der, „und wir kriegen man sechs Milreis für den Sad Mais! In den alten Kolonien, da können sie Mais nicht verkaufen, denn die Grundstücke sind zu klein, die kaufen höchstens noch welchen zu! Und bei uns in den neuen kriegen wir 10 Milreis weniger, als in Blumenau bezahlt wird! Wer ist da Wucherer? Der Kolonist doch nicht!“ Na, der andere hat das abzustreiten gesucht, aber schließlich ist er still gewesen. — Aber wissen möchte ich doch, wer das große Geld verdient, wenn der Mais am Braco Trombudo 6 Milreis kostet und in Blumenau 16! Denn 10 Milreis kostet doch die Frucht nicht!“

Es ist überhaupt manches komisch! der Max Rothenberger aus Joinville war bei mir, meiner Frau ihr Cousin. Der liest das „Evangelisch-Lutherische Gemeindeblatt“ und hat mir so an die sechs Nummern zum durchlesen mitgebracht. Na wissen Sie, ich lese den Christenboten nun über acht Jahre, da hat noch nie etwas gegen die Gotteslastengemeinden dringestanden! Aber dies Blatt, das ist ja ganz böse auf uns und auf den Oberkirchenrat, wo uns unsere Pastoren schickt! Kein Blatt, wo sie nicht die Evangelischen angreifen oder den Oberkirchenrat oder die Union oder das Fest im Teste! Wenn ein Katholik das liest, der muß ja seine helle Freude haben, daß die Protestanten sich untereinander zanken tun! Es wäre wirklich besser, wenn mal Uneinigkeit ist, daß das im Stillen abgemacht würde, und nicht immer mit Angriffen in der Öffentlichkeit! — Auch in unsern Gemeinden ist es doch so gut, wenn aller Zank nicht erst nach außen dringt, daß sich da andere drüber freuen.

Nun, wo wir Weihnachten feiern, da möchte man doch bitten, daß Friede zuerst einmal unter allen den Evangelischen würde! Das wäre einmal schön!

Mit der Aushebung soll das ja noch gar nicht stimmen! Na, wenn mein Junge Soldat wird, soll's mir recht sein. Das schadet ihm nichts. Aber er soll mir rein und gesund wiederkommen. Das habe ich ihm auf die Seele gebunden! —

Nun weiß ich nichts mehr, als daß ich Ihnen ein frohes „Neues Jahr“ wünsche, und denen, die lesen, was ich geschrieben habe, auch!

Herzlich grüßt Sie

Ihr getreuer

Karl Sadeberg.

• Für den Familientisch. •

Die falschen Weihnachtsbäume.

Von Charlotte Riese.

Auf unserer Insel gab es wenig Bäume. So wenig, daß das Brennholz weithin über das Wasser geholt werden mußte, und daß viele der Inselbewohner niemals einen Wald gesehen hatten. Auch die Tannenbäume waren ein seltner Artikel, was uns als Kinder immer sehr aufregte. Denn wenn es gegen die Weihnachtszeit ging, tauchten immer wieder die Zweifel auf, ob wir wohl einen wirklichen oder einen falschen Tannenbaum am heiligen Abend bekämen. Einen wirklichen Tannenbaum, der im Walde gewachsen war, und in dessen Zweigen die Vögel gesungen hatten, oder einen falschen, den in der Werkstatt des Meisters Ahrens das Licht der Welt erblickt hat.

Meister Ahrens war unser Tischler. Es sah alt aus und hatte einen sehr kahlen Kopf, aber wir hatten ihn gern, besonders wenn er nicht immer von seinem guten Herzen sprach. Das langweilte uns, weil wir es eigentlich für selbstverständlich hielten, daß man ein gutes Herz haben müsse.

Ahrens kam oft zu uns. In unserer Kinderstube ging alle Augenblicke etwas auseinander, was eigentlich zusammengehörte, und Meister Ahrens erschien dann mit seinem Leimtopf, sagte, er hätte ein gutes Herz, und klebte alles wieder zusammen. Wir halfen ihm natürlich und drängten uns um die Ehre, in seinem lebrigen Topf dreimal herumrühren zu dürfen; aber seine Tannenbäume konnten wir nicht leiden. Das kam wahrscheinlich daher, weil wir sie schon so lange vorher sahen. Schon im Frühjahr arbeitete Ahrens an langen weißen Stöcken, in die er Löcher bohrte; im August und September malte er diese Stöcke mit grasgrüner Delfarbe an und trocknete sie vor seiner Haustür. Später sahen wir sie zusammengebunden in seiner Werkstatt liegen, bis der Dezember ins Land zog. Dann verschaffte er sich Tannenzweige, steckte diese in die Löcher der grünen Stöcke und betrieb einen schwunghaften Handel mit Tannenbäumen. Auch uns bot er immer von seinem Fabrikat an, aber obgleich wir nicht leugnen konnten, daß seine Bäume schließlich sehr nett ausfielen, so verhielten wir uns meist ablehnend. „Sie sind so billig!“ sagte Ahrens eines Tages zu uns, als wir ihn einer Bestellung wegen in seiner Werkstatt besuchten, und er gerade einen grünen Stod etwas nachmalte.

„Wir wollen sie doch nicht!“ erwiderte mein Bruder Jüngen, der in seinen Aussprüchen oft sehr bestimmt war. „Ich mag keinen falschen Tannenbaum!“

„Falsch! Du lieber Gott, was'n Wort!“ Ahrens sah beleidigt aus. „Da is nich die geringste Falschheit bei! Meine Tannenbäumens sind feiner als die natürlichen, kann ich dich sagen, mein Junge! An die natürlichen is oft Smuz und Erde, und bei mich is bloß die reine Delfarbe!“

„Wo bekommst du eigentlich die Tannenzweige her?“ fragten wir.

Der alte Tischler machte ein wichtiges Gesicht. „Aus 'n Wald, aus 'n richtigen Tannwald, wo die Vögelns singen, und wo so viel Bäumens stehn, daß man mannichmal keine Luft kriegen kann!“

„Wo liegt der Wald, und wer holt dir Tannenzweige?“

Wir waren dem Tischler doch näher gerückt und sahen ihn gespannt an. Aber er zuckte die Achseln. „Ja, das müßt ihr wohl wissen! Das sag ich abersten nich — nee, das sag ich nich!“

Auf diese Art umgab Meister Ahrens seine Bäume mit dem Nimbus des Geheimnisvollen, und dadurch gewannen sie natürlich in unsern Augen.

Es war schon ziemlich nahe von Weihnachten, und wir sprachen eigentlich von nichts anderm als von dem bevorstehenden Fest. Endlos lange Wunschzettel waren geschrieben; hin und wieder wurde eine Träne über eine völlig mißglückte Weihnachtsarbeit vergossen, oder wir schmiedeten Pläne, was noch verschenken wollten. Manchmal ging die Zeit entsetzlich langsam und manchmal unheimlich schnell dahin, und unsre Lehrer beklagten sich über unsre Zerstreuung.

Es war an einem Morgen im Dezember, daß ich zu Meister Ahrens geschickt wurde, um ihn samt seinem Leimtopfe zu uns einzuladen. Unsre Kinderstubeneinrichtung hatte durch eine längere lebhaftere Unterhaltung der älteren Brüder stark gelitten, und Ahrens sollte gleich kommen. Vergnügt polterte ich die enge Treppe zu seiner Werkstatt hinauf, konnte aber nicht bis auf die letzte Stufe kommen, weil dort ein Kind stand, auf das der alte Tischler eifrig einsprach.

„Ich muß die Zweigens haben, und Vater muß herüber und sie holen!“

„Vater is bang!“ lautete die schwächsterne Erwiderung.

„I! was sollt Vater woll bang sein; er muß los — sonstn flag ich ihm ein, wo er mich doch Geld schuldig is! Ohne die Zweigens kann ich ja nix machen, und das Geschäft mit die Bäumens muß anfangen! Du geh du man, und laß Vater man auch gehn!“

Das Kind, es war ein ziemlich großes Mädchen, glitt an mir vorüber, und ich konnte jetzt in die Werkstatt treten und meine Bestellung ausrichten. Aber Meister Ahrens hörte kaum

auf mich. Er war sehr schlechter Baume und betrachtete seufzend seinen Haufen grüner Stöcke, der friedlich in einer Ecke lag.

„Kannst du keine Zweige aus dem großen Walde kriegen?“ fragte ich neugierig. Er aber sah mich streng an.

„Frag nicht so dumm! Ich kann allens, was ich will, und meine Tannenbäumens sind besser als die natürlichen!“

Als ich wieder hinauskam, da saß dasselbe Mädchen, das vorher mit Ahrens gesprochen hatte, auf der Türschwelle. Sie weinte nicht, aber sie sah aus, als ob sie wohl Lust dazu hätte, und ich setzte mich neben sie und betrachtete sie schweigend. Sie war sehr ärmlich, aber ziemlich sauber gekleidet, nur ihr blasses blondes Haar hing unordentlich um ihren Kopf. An diesem Haar erkannte ich sie, und ich nickte ihr freundlich zu.

„Du hast mir neulich mein Lesebuch nachgebracht, als ich aus der Stunde kam, weißt du noch? Ich hatte es auf dem Wege verloren!“

Sie sah jetzt auf, und ihre Augen blickten weniger trübe. „Das war 'n feines Buch,“ sagte sie, „mit Bildern ein — so'n feines Buch!“

„Hast du kein Lesebuch?“ erkundigte ich mich, während ich mit einiger Beschämung daran dachte, daß ich dieses Buch schon zweimal hinter den Schrank geworfen hatte, nur, um es nie wieder zu sehen. Leider war es immer wiedergefunden worden.

Sie schüttelte den Kopf. „Nee — ich hab nix, gar nix!“

„Was wünschst du dir denn zu Weihnachten?“

„Ich?“ Das Mädchen sah überrascht aus. Dann lachte sie. „Was sollt ich mich woll wünschen; ich krieg doch nix!“

„Du bekommst gar nichts?“

Unwillkürlich rückte ich der Sprecherin näher. „Bist du dann zu Weihnachten nicht furchtbar traurig?“

„Nee“ — sie lachte wieder. „Was sollt ich woll traurig sein, wo ich den ganzen Abend rumlauf und in all die Fenster guad und all die Weihnachtsbäumens zu sehen krieg! Manchmal krieg ich auch noch ein Stück Brot mit Rosinens geschenkt!“

„Weihnachtsabend darf man eigentlich nicht ausgehn!“ sagte ich. „Da muß man zu Hause bei seinen Eltern bleiben!“

„Ja, wenn Vater man nicht sieht, denn bleib ich auch bei ihm; abers er is nu ja ämmerlos im Bod — da sitz ich ja ganz allein, wo Mutter doch tot is —“

„Er sitzt im Gefängnis?“

Wenn es angegangen wäre, hätte ich mich noch näher an meine neue Bekanntschaft gedrückt. Wir saßen aber schon ganz nahe aneinandergeschmiegt. Aber um ihr doch zu zeigen, wie interessant sie mir sei, griff ich in die Tasche, in der ich einige getrocknete Pflaumen hatte, und bot sie ihr an. Dörthe Krieger, so hieß das Mädchen, nahm sie auch und verzehrte sie mit einiger Gier, während ich ihr zusah. Ich hatte mir nämlich gerade aus dem vorher erwähnten Lesebuch eine wunderhübsche Geschichte von einem unschuldig Gefangenen vorlesen lassen und nahm jetzt an, daß die Gefängnisse nur dazu da wären, Unschuldige zu quälen.

„Dein Vater hat doch natürlich nichts Böses getan?“ fragte ich.

Dörthe schüttelte den Kopf. „Nee — natürlich nicht! Bloß ein hübschen Stehlen. Weiter gar nix. Der Bürgermeister is auch zu eigen. Abers nach die Tannenzweigen in Holstein will er doch nicht hin!“

„Stiehlt er die auch?“

„Ja, wo sollt er sonstens zu sie kommen? Sie sitzen an ein Baum, und der Baum gehört ein Grafen zu, der furchtbar schlecht is und nicht leiden kann, wenn man in sein Wald spazieren geht. Vater sagt, der Wald is so groß, und da laufen Rehe und Hasen herum — da merkt kein ein, wenn ein Baum fehlt, und wenn da ein Reh weniger is. Hast mal Rehbraten gegessen? Der smekt abers fein! Vater soll dich ein Stück abgeben, wenn er wieder mal was mitbringt! Na, abers er will diesmal nicht gern hin. Die Försters haben ihn so gräßlich auf'n Strich, und wenn sie ihn kriegen, denn sperren sie ihn gleich ein, und — dent dich mal! — er muß jedesmal länger sitzen!“

„Dann darf er doch nicht in den großen Wald gehn!“ rief ich aufstehend. Mir war, ich weiß nicht weshalb, doch etwas unheimlich zumute geworden.

„Meister Ahrens will es aber, und wir wohnen in seinem Haus!“ Dörthe war ebenfalls aufgestanden und wischte sich an

den Augen herum. „Er sagt, Vater muß allens ein hübschen vorsichtig machen, und er braucht nicht gleich ein Reh zu nehmen. Abers wenn es nu da herumläuft?“

Auf diese Frage wußte ich auch keine Antwort; aber ich konnte es Dörthe nachfühlen, daß sie ihren Vater nicht gerade zu Weihnachten im Gefängnis haben wollte. Ich mußte ihr plötzlich noch versprechen, keinem etwas von unserer Unterhaltung zu erzählen, und dann trennten wir uns.

Jürgen wußte schon nach einer Viertelstunde die ganze Geschichte, und es war nur gut, daß ich sie ihm erzählte. Denn ich hatte etwas sehr Tadelnswertes begangen, was ich keinem erwachsenen Menschen mitteilen durfte. Von niemand würde ich etwas zu Weihnachten bekommen, wenn man erführe, daß ich mit Dörthe Krieger gesprochen hatte.

„Ihr Vater ist ein Dieb, und zwar ein ganz gemeiner!“ berichtete Jürgen. „Rasmussen (unser Großvaters Schreiber) hat mir gerade neulich davon erzählt! Denke dir, er stiehlt nicht einmal Geld, was doch das feinste beim Stehlen ist — er nimmt meist nur Bürste und Säbinten. Und er sitzt eigentlich immer im Gefängnis!“

Dörthe hatte mir diese betrübende Eigenschaft ihres Vaters ja auch berichtet.

„Sie will nur so ungern, daß er Weihnachten sitzt,“ meinte ich; „sie ist dann ganz allein und hat niemand, dem sie ihren Weihnachtsvers aussagen kann! Sie bekommt überhaupt gar nichts zu Weihnachten!“

„Gar nichts?“ Jürgens tugendstrenges Gesicht wurde etwas milder. Aber er wußte doch keinen bessern Rat, als daß ich nicht mehr an Dörthe Krieger denken und noch weniger mit ihr sprechen sollte. Besonders nicht vor Weihnachten. Denn wenn die erwachsenen Familienglieder merkten, welchen schlechten Umgang ich hätte, dann würde es schlimm um meine Geschenktansichten aussehen.

Jürgen konnten manchmal sehr eindringlich sprechen, und da ihm wirklich in der letzten Zeit verschiedentlich Standreden darüber gehalten worden waren, daß er in seinem Verkehr wählerischer sein sollte, so wußte er genau, was er sagen sollte, und ich hörte ihm andächtig zu. Dörthe Krieger war mir selbst doch auch etwas bedenklich vorgekommen; sie hatte meine Pflaumen wohl gegessen, sich aber nicht dafür bedankt. Das zeugte von einem schlechten Herzen. Als ich ihr nach etlichen Tagen wieder begegnete, und sie mir mit einer gewissen Vertraulichkeit zunickte, sah ich sie deshalb gar nicht an. Als sie aber vorüber war, mußte ich doch stehenbleiben und mich umsehen, und da sie dasselbe tat, sahen wir uns gerade en die Augen.

Sie lachte; ich aber wurde sehr entrüstet.

„Du darfst dich nicht nach mir umsehen — dein Vater ist ein ganz gemeiner Dieb, und ich will nicht mit dir sprechen!“ einem schlechten Herzen. Als ich ihr nach etlichen Tagen wieder

„Nee, sprechen mußt du auch nicht mit mich! Die Kinder in die Schule wollen auch nicht bei mich sitzen. Ghegestern hab ich den ganzen Tag allein auf'n Bank gesessen — das war fein!“

„Magst du gern allein sitzen?“

Ich war dem Kinde des Diebes nun doch näher getreten und sah neugierig in ihn unbekümmertes Gesicht.

„Nu natürlich mag ich es! Da sitzt kein ein bei mich und kneift mir oden schubbt mir — das is fein!“

„Ist dein Vater schon im Walde gewesen?“ fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. „Nee — er hat ein schlimmes Knie gehabt und kommt nicht fort. Ahrens war doll, kann ich dich sagen, und er will uns aus 'n Haus smeissen, wenn Vater nicht bald Ernst macht. Von meinswegen kann Vater auch hingehn; wenn er man bloß nicht wieder Weihnachten sitzen muß!“

Sie seufzte ein wenig und schob die Arme unter ihr dünnes Schultertuch.

„Ich weiß, wie allens kommt!“ fuhr sie dann fort. „Vater geht in den Wald und will bloß die Zweigens ablagen, und denn sieht er ein Reh, und denn flachtet er das. Und denn kommt die Pollerzei und all die flechten Menschen, und denn sitzt er Weihnachten ins Bod!“

„Hast du einen Weihnachtsvers für ihn gelernt?“ fragte ich; sie beachtete aber meine Worte nicht.

„Wenn es Ostern wär oder Pfingsten, denn wär es mich einerlei; da is es nicht mehr so dunkel, und die andern Rimmers snaden nicht mehr so viel von Weihnachtsbäumens und von Auf-sagen, abers nu —“

Dörthe wuschte sich die Augen, und ich sah sie rasselos an.
„Hast du deinem Vater nicht gesagt, er solle bei dir bleiben?“

„Nu, ganz gewiß! Abers Ahuens wird böse, wenn er die Zweigens nicht kriegt. Zwei Jahr haben wir die Miete nicht bezahlt, weil daß Vater immer so in Rückstand war.“

„Dann mußt du den lieben Gott bitten, daß dein Vater kein Reh tot macht, wenn er in den Wald geht!“ rief ich, und Dörthe sah mich nachdenklich an.

„Das kann angehn! Ich will ihm bitten, daß die Rehens vordem alle tot bleiben oder von den Grafen geschlachtet werden.“

„Für die Zweigens kriegt er ja bloß wenig Gefängnis!“
Sie lief weiter, und mir fiel ein, daß ich nicht mit ihr hatte sprechen wollen. Aber es hatte mich, gottlob! niemand gesehen, und da außerdem andere Gedanken mein Herz erfüllten, so vergaß ich diese Unterredung so bald, daß ich sie nicht einmal Jürgen mitteilte. Es waren nämlich nur noch acht Tage bis Weihnachten, und die prickelnde, sonderbare Unruhe kam über uns, die jedes Kind kennt. Wir mochten nicht mehr sehr lange auf einem Stuhle sitzen, und am liebsten liefen wir auf der Straße umher und besahen die bescheidenen Weihnachtsausstellungen unseres Städtchens.

Außerdem hatten wir noch Sorge wegen des Ausbleibens unsers Tannenbaumes. Der sollte mit dem Schiffer kommen, der um die Weihnachtszeit mit seiner Yacht nach Lübeck fuhr und die herrlichsten Sachen mitbrachte. Aber Schiffer Lafrenz war noch nicht in unsern Hafen eingelaufen. Das kam daher, daß der Wind die ganze Zeit „konträr“ gewesen war, wie uns die Sachverständigen sagten, aber diese Erklärung beunruhigte uns nur, statt uns zu beruhigen. Wir kannten Geschichten von Leuten, die drei Wochen auf der Ostsee bei „konträrem“ Winde gekreuzt hatten, ohne ihr Reiseziel zu erreichen, und die dann schließlich wieder unverrichteter Sache nach Hause gefahren waren. Erlebt hatten wir solche Sachen nicht, aber man hatte uns so oft die Abenteuer einer Seereise in alten Zeiten berichtet, daß wir das Schiff mit unserm Tannenbaum im Geiste schon bei Finnland im Eise eingefroren sahen. Die großen Leute suchten uns die Befürchtungen auszureden; wir aber fühlten uns doch verpflichtet, jeden Tag an unsern kleinen Hafen zu laufen und dort Erkundigungen nach „Anna Kathrin“ einzuziehen. So hieß die Yacht vom Schiffer Lafrenz, und es war ein schönes Schiff, nur daß sie sehr schaukelte, auch wenn es gar nicht nötig schien.

(Schluß folgt.)

Liebesgaben.

Für die Kirche in Beneditto Novo haben am Konfirmationstage gegeben: Frieda Rasperreit, Adele Röder je 2 \$; Hermann Loppnow 1\$200; Adolf Hochsprung, Otto Althke, Adolf Kroente, Erwin Radoll, Paul Sast, August Wollert, Loni Fuhrmann, Emmi Gramkow, Thekla Rückfeld, Agnes Lunge, Adele Müller, India Jarling je 1\$000; Wilhelm Henschel, Frieda Hinsching je 0\$700; Gustav Begalle, Erich Köpfe, Anna Holstein, Frieda Hase, Rosa Hinsching, Ella Köpfel, Frieda Köpfel; je 0\$500; Elli Piste 0\$600; Robert Döge, Leopold Köpfel, Richard Lewin, Erich Jichur, Emil Hoffmann, je 0\$400; Agwin Röder 0\$300; Erich de Jesus, Otto Krüger, Harry Rowalke, Rudolf Paganelli, Julius Heinerl, Thekla Samp je 0\$200; Artur Schön, Berta Teske je 0\$100; zusammen 26\$400.

Herzlichen Dank!

Pfarrer Hohlfeld.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Montag, 1. Januar, 9 Uhr vorm., Neujahrsgottesdienst in Blumenau.
Sonntag, 14. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Belchior; 3 Uhr nachm., Gottesd. in Bahia.
Sonntag, 21. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau.
Sonntag, 28. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. in der Garcia; 3 Uhr nachm., Gottesd. in Rußland.
Sonntag, 4. Februar, 9 Uhr vorm., Gottesd. in der Belha; 8 Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 11. Febr., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau.

An jedem Montag in Blumenau, Dienstags bei Ehrhardt in der Belha, Mittwochs in Altona, Freitags in Itoupava norte, findet nachm. von 3 bis 4 Religionsstunde statt.
Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 7. Jan., Gottesd. in Braço do Sul.
Sonntag, 14. Jan., Gottesd. in Serafim.
Sonntag, 21. Jan., Gottesd. in Itoupava.
Sonntag, 28. Jan., Gottesd. in Itoupava-Rega.
Sonntag, 4. Febr., Gottesd. in Rio Bonito.
Sonntag, 11. Febr., Gottesd. in Obere Massaranduba; nach dem Gottesd. ordentliche Delegiertenversammlung.
Sonntag, 18. Febr., Gottesd. in Itoupava.
Sonntag, 25. Febr., Gottesd. in Itoupava-Rega.
Sonntag, 4. März, Gottesd. und heil. Abendm. in Fidelis.
Sonntag, 11. März, Gottesd. und heil. Abendm. in Untere Massaranduba.
Sonntag, 18. März, Gottesd. und heil. Abendm. im 13. Mai.
Am Mittwoch, dem 3. Jan., 9 Uhr vorm., findet in Itoupava die Annahme der Konfirmanden statt; in Itoupava-Rega am Donnerstag, dem 4. Jan., 9 Uhr vorm.
Die Gottesdienste beginnen um 9½ Uhr vorm.
Pfarrer Ollas.

Bereinigte Evangelische Gemeinde Badensfurt.

Montag, 1. Jan., Gottesd. u. heil. Abendm. in Itoupavazinha.
Sonntag, 7. Jan., Gottesd. in Testo Central.
Sonntag, 14. und 21. Jan., Vertretungen; wird noch bekanntgegeben.
Sonntag, 28. Jan., Gottesd. in Encano do Norte.
Sonntag, 4. Febr., Gottesd. in Alto Testo.
Sonntag, 11. Febr., Gottesd. in Fortaleza.
Sonntag, 18. Febr., Gottesd. in Testo Central.
Sonntag, 25. Febr., Gottesd. in Badensfurt.
Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr vormittags.
Pfarrer Kessel.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Montag, 1. Jan., Gottesd. in Ober-Rega.
12. Jan., 9 Uhr vorm., Aufnahme-Prüfung der Konfirmanden in Pommerode.
Sonntag, 14. Jan., Gottesd. in Pommerode.
Sonntag, 21. Jan., Gottesd. in Benjamin Constant; Anmeldung der Konfirmanden.
Sonntag, 28. Jan., Gottesd. in Testo Central.
Sonntag, 4. Febr., Gottesd. in Rio Serro.
Sonntag, 11. Febr., Gottesd. in Ober-Rega.
Sonntag, 18. Febr., Gottesd. in Pommerode.
Pfarrer Lange.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 1. Jan., Gottesd. in Timbo; anschließend Kindergottesdienst.
Sonntag, 7. Jan., Gottesd. in Freiheitsbach.
Sonntag, 14. Jan., Gottesd. in Rio Abda.
Die Gottesdienste beginnen im Oktober um 9 Uhr.
Pfarrer Hohlfeld.

Evangelische Gemeinde Bella Miança.

Neujahr, 1. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Trombudo.
Sonntag, 7. Jan., 10 Uhr vorm., Gottesd. in der Schule am Cobras-Südarb bei Leop. Jensen.
Sonntag, 14. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Bombas.
Sonntag, 21. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Mosquito.
Sonntag, 28. Jan., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Tayó.
Pfarrer Sahn.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Montag, 1. Jan., 9 Uhr morgens, Gottesd. in Brusque.
Sonntag, 7. Jan., Gottesd. in Brusque; danach Kindergottesdienst.
Pfarrer Ratsch.